

De/Kolonialität

Franziska Müller und Tobias Schmitt

Postkoloniale Studien und postkoloniale Kritik haben – ursprünglich aus der englischen Literaturwissenschaft stammend – ihre kritischen Perspektiven in zahlreiche wissenschaftliche Disziplinen einspeisen können. Ihre Kritik an hochfunktionalen Dichotomien, die zwischen »the west and the rest« (Hall 1992) unterscheiden, ihr Fokus auf die Entwertung subalternen Sprechpositionen und ihre Sensibilität für das Weiterwirken kolonialer Denkweisen und Strukturen sind seither in den Sozial- und Geisteswissenschaften präsent. Verbunden mit dieser Integration ist aber auch ein gewisses »Mainstreaming«, das die Schärfe der Kritik bis hin zur Unkenntlichkeit abmildert, wenn etwa eine Dekolonisierung (der Akademie, der Entwicklungszusammenarbeit oder der globalen Klimapolitik) nur auf diskursiver, nicht jedoch auf einer strukturellen oder materiellen Ebene eingefordert wird. Im Kontrast dazu betont das zunächst durch lateinamerikanische Autor*innenkollektive formulierte Konzept der Dekolonisierung/Dekolonialität aufs Neue eine radikale politische Kritik, die sich stärker als die postkoloniale Kritik ganz direkt auf materielle Ungleichheiten bezieht und ihren Ausgangspunkt in der kolonialen Eroberung der Amerikas ab 1492 sieht. Dekolonisierung und Dekolonialität knüpfen an die Erfahrungen von Befreiungsbewegungen aus dem Globalen Süden an. Damit eng verbunden ist eine epistemologische Kritik an kolonialen Wissensordnungen (→ Wissen), die sich auf das Gedankengut der Aufklärung stützen. Diese werden mit alternativen Indigenen¹ Wissensordnungen und Kosmovisionen kontrastiert (Bhambra 2014). De/Kolonialität verweist somit auf »Bemühungen um eine Re-Humanisierung der Welt, um Hierarchien der Differenz, die Subjekte und Gemeinschaften entmenslichen und Natur zerstören, aufzubrechen« (Maldonado-Torres 2016: 10, eigene Übersetzung). Gleichzeitig betont De/Kolonialität das Fortwirken kolonialer Verhältnisse und hebt emanzipatorische Perspektiven und Praxen hervor, die auch für die Politische Ökologie von hoher Relevanz sind und beispielsweise im Konzept des *Buen Vivir* Ausdruck finden. Ziel dieses Beitrages ist es, sich den Debatten um De/Kolonialität sowie dem daran anknüpfenden Prozess der Dekolonisierung anzunähern und ihren Gehalt für die Politische Ökologie auszuloten. Hierfür erläutern wir zunächst die Begriffsgeschichte und Rezeption, um dann entlang von

1 Analog zur Großschreibung von »Schwarz« in der Critical Race Theory schreiben wir auch das Adjektiv »Indigen« groß und orientieren uns hierbei an Leitlinien für Indigene Terminologie (First Nations Studies Program 2009).

Themenfeldern der Politischen Ökologie zu zeigen, wie und wodurch ein dekolonialer Blick die Politische Ökologie bereichert (→ Post- und Dekoloniale Politische Ökologie).

De/Kolonialität: Begriffsgeschichte

Für das Konzept der De/Kolonialität waren lateinamerikanische Diskussionszusammenhänge prägend, insbesondere ein Forschungskollektiv, das sich in den 1990er Jahren um Walter Mignolo, Arturo Escobar, Enrique Dussel, Ramón Grosfoguel, Silvia Rivera Cusicanqui, Catherine Walsh, María Lugones und Aníbal Quijano formierte. Die *Grupo modernidad/colonialidad*, so die Selbstbezeichnung, veröffentlichte eine Vielzahl gemeinsamer Publikationen (Escobar 2007; für einen Überblick auf Deutsch vgl. Quintero/Garbe 2013), organisierte internationale Konferenzen und gestaltete Studiengänge an lateinamerikanischen Universitäten. Ziel ihrer Arbeiten war es, sozialwissenschaftliche Theorien der Moderne und der Modernisierung als eurozentrische Projektionen zu entlarven und die Verbindungen zwischen Kolonisierung und gewaltvollen europäischen Modernisierungsversuchen in den Amerikas offenzulegen. Ein wesentlicher Bezugspunkt für ihre Arbeiten besteht in den Praxen anticolonialer Widerstands- und Befreiungsbewegungen (→ Widerstand) – seien es Indigene Aufständen gegen die Conquista, die haitianische Revolution 1791, der Maji-Maji-Krieg in Deutsch-Ostafrika von 1905-1907, der Algerienkrieg von 1954-1962 oder der zapatistische Aufstand seit 1994 – sowie deren Reflexion in den Arbeiten von Aimé Césaire, Frantz Fanon oder Che Guevara (vgl. dazu z.B. Boatcă 2015).

Grundlegende Kritik richtet sich dabei auf Vorstellungen linearer Entwicklungsprozesse, die die Genese der politischen und sozioökonomischen Strukturen in Westeuropa oder den USA als Maß aller Dinge ansehen. Mit dem Begriffspaar Moderne/Kolonialität bzw. modern/kolonial weisen Mignolo (2012) und Quijano (2000) auf die Verquickungen hin, die zwischen dem universalistischen Propagieren einer Moderne nach europäischem Vorbild und der gewaltvollen Umsetzung von Modernisierungsprozessen im Zuge der Kolonisierung bestehen. Quijano argumentiert, dass die Kolonisierung der Amerikas eine neue Weltordnung hervorbrachte, die Europa zentrierte und andere Räume zur Verfügungsmasse erklärte. Wesentlich dafür ist die Herstellung einer Dichotomie, die der Moderne die Tradition gegenüberstellt und letztere als rückständig und unterentwickelt klassifiziert. Eine solche Dichotomie ist auch nach dem formalen Ende des Kolonialzeitalters noch in vielerlei Hinsicht als Kolonialität wirkmächtig (Maldonado-Torres 2016). Sie manifestiert sich ökonomisch in einer ungleichen Arbeitsteilung zwischen »Zentren« und »Peripherien«, politisch in einer Bevorzugung westlicher parlamentarischer Staatlichkeit, epistemisch entlang von Wissenshierarchien und geschlechterbezogen als Hierarchie unterschiedlicher Geschlechterverhältnisse und Feminismen (Mohanty 1984; Lugones 2007; Boatcă 2015; D’Arcangelis 2020). Abstrahierend unterscheidet Aníbal Quijano zwischen drei Dimensionen: die Kolonialität der → Macht, die Kolonialität des Wissens und die Kolonialität der Seinsweisen (2000). Kolonialität der Macht beschreibt, wie rassifizierte Dichotomien zwischen Gesellschaften, Ökonomien und Personen europäischer und nicht-europäischer Herkunft hergestellt werden und einer Errichtung von Machtstrukturen entlang solcher Dichotomien dienen. In außer-europäischen Räumen bedient sich die Kolonialität der Macht westlicher Konzeptionen des Nationalstaats, des juristischen Systems oder des gesellschaftlichen Naturverhält-

nisses mit dem Ziel, koloniale Ökonomien zu errichten, Produktivkräfte im Globalen Süden auszubeuten und Ressourcen (→ Rohstoffe) anzueignen. Dabei gelten westliche Vorstellungen von → Staatlichkeit, Wirtschaftsweise oder Rechtsstaatlichkeit als universal wünschenswert, während nicht-westlichen Staatskonzeptionen, Wirtschaftspraxen oder Rechtssystemen nur lokal begrenzte Bedeutung zukommt. Bezogen auf die Politische Ökologie ist hier die Dichotomie zwischen wilder → Natur (»grüne Hölle«) und gezähmter, bereits unterworfenen Natur maßgeblich². Kolonialität des Wissens bezieht sich auf die Errichtung epistemischer Hierarchien zwischen verschiedenen Wissenssystemen (im Bereich der Politischen Ökologie beispielsweise Umwelt- oder Klimawissen oder unterschiedliche Naturverständnisse), wobei auch hier aufklärerisch-rationalistische Wissensformen über traditionelles, oft mündlich, narrativ oder symbolisch überliefertes Wissen dominieren (vgl. Singer 2019). Kolonialität der Seinsweisen verweist darauf, wie Kolonialität individuell erlebt und erlitten und zu einer traumatischen Subjektivierungspraxis wird, die sich tief und teilweise intergenerationell in Leiblichkeit (→ Körper) und Identität einschreibt und die »Verdammten dieser Erde« (Fanon 1963) hervorbringt. Dies ist eng verknüpft mit der von María Lugones (2007) beschriebenen »Kolonialität von Geschlecht«, entlang derer Indigene Frauen mehrfachen dichotomen Abwertungen unterworfen werden (vgl. auch D'Arcangelis 2020). In ihrer Summe beschreibt Kolonialität damit all jene herrschaftsförmigen Praxen, die im Zuge kolonisierender Unterwerfung wirkmächtig sind (Maldonado-Torres 2016).

De/Kolonialität als Analysewerkzeug für die Politische Ökologie

Für die Politische Ökologie ermöglicht das Konzept der De/Kolonialität sich intensiver mit der Vorherrschaft kolonialer Denkweisen, mit politischen Praxen oder mit der Konstruktion von Subjektivitäten auch in Bezug auf gesellschaftliche Naturverhältnisse zu befassen. Dekolonisierung entwickelt darüber hinaus Strategien, mit denen bestimmte Konzepte, Denkweisen oder Identitäten einer kolonialen Matrix entrisen und anticolonial rekonzeptualisiert werden können. Das kann beispielsweise bedeuten, Forschungsprojekte auf koloniale Muster zu überprüfen, die eigene Rolle als westliche*r Wissenschaftler*in zu reflektieren und zu überlegen, wie eine sensible und herrschaftskritische Wissensproduktion gelingen kann – oder, nicht zuletzt, bestimmte Forschungsprojekte bewusst nicht durchzuführen (Datta 2018). Auch die Integration Indigener Wissensarchive und Methodologien in die Politische Ökologie bildet einen zentralen Aspekt und kann eine Ko-Produktion von Wissen ermöglichen³ (Middleton 2015; Zanotti et al. 2020). De/Kolonialität und Dekolonisierung sind so-

2 Diese Unterscheidung ist allerdings keine nur westliche Idee, wie die etymologische Reise des Begriffs »Dschungel« zeigt, der im Persischen (jungal/لڭنڭج) ebenfalls Wald oder Dickicht bezeichnet, auch im Sanskrit und Bengali gebraucht wird und von den britischen Kolonisatoren als Bezeichnung für dichte Wälder in den Tropen übernommen wurde.

3 Als Beispiel sei Caitlyn Ryans kollaborative Forschung in Sierra Leone genannt. Ausgehend von einer Studie zu Landnutzungspraktiken internationaler Agrarkonzerne begann Ryan gemeinsam mit Bäuerinnen Landkarten zu zeichnen, um so nachzuvollziehen, welche Bedeutung Land aus deren Perspektive hat (Ryan 2021). In ähnlicher Weise befasst sich Harshavardhan Bhat mit alternativen Ontologien, indem er die Kolonialität von Hungersnöten in Bengalen untersucht und dabei bewusst die Perspektiven und Zeitläufen seiner Großmutter sowie des großmütterlichen Reisfelds in Bezug zur kolonialen

mit in Anlehnung an Eve Tuck und K. Wayne Yang (2012) »keine Metapher«, das heißt, sie dürfen nicht als rein diskursiver oder nur symbolischer Prozess missverstanden werden, da sonst die radikale und materielle Kritik an kolonialen Wissenssystemen und Institutionen ihre Schärfe verliert. Vielmehr sollten dekoloniale Perspektiven forschungspraktische Realität erlangen, auch (oder gerade), wenn dies eurozentrische Forschungspraxis stört. Damit Dekolonisierung nicht nur als weiterer Aspekt akademischer Wissensproduktion betrieben wird, gilt es, die damit einhergehenden Forderungen etwa nach der Rückgabe von enteigneten Ländereien oder nach strukturellen Veränderungen – insbesondere auch innerhalb der Universitäten – ernst zu nehmen, selbst wenn Forschungsprozesse dann grundlegend anders verlaufen: etwa in Form von Forschungspartnerschaften und Partizipativer → Aktionsforschung, gemeinsamen transdisziplinären Produkten und einer intensiven Reflexion der eigenen Rolle (Datta 2018; Keikelam/Swartz 2019) (→ Positionalität).

Kuijanos dreifache Konzeption von Kolonialität gestattet es, auch für die Politische Ökologie zu prüfen, wie sich in verschiedenen Themenfeldern Kolonialität manifestiert und wie deren Dekolonisierung gelingen kann: Die Kolonialität der Macht vermag etwa Auskunft darüber zu geben, welche Naturverhältnisse in der globalen Umweltgovernance propagiert werden und inwieweit durch die Universalisierung rationalistisch-nutzenmaximierender Konzeptionen von Natur (sichtbar etwa im Konzept der ökosystemaren Dienstleistungen oder in der klimapolitischen Klassifizierung von Wäldern als CO₂-Senken) autochthone Naturverhältnisse negiert oder gar abgewertet werden. So treffen beispielsweise in klimapolitischen Konzepten wie dem REDD+ (*Reducing Emissions from Deforestation and Degradation*) verschiedene Interessen und Akteure aufeinander, die ganz unterschiedlich in Machtverhältnisse eingebunden sind, was zu bestimmten Konflikten und spezifischen Aushandlungsprozessen führt. Mit dem Konzept der Kolonialität können auch die unterschiedlichen Naturverhältnisse und die (konflikthafte) Verschmelzung westlicher und Indigener Wald-Natur-Verhältnisse in den Blick genommen werden (Müller 2017, 2020). Wenn Wälder primär als CO₂-Senken klassifiziert und Indigene Waldschutzpraktiken im Rahmen von REDD+-Programmen honoriert werden, findet eine Aneignung Indigenen Wissens statt.

Auf epistemischer Ebene sensibilisiert die Kolonialität des Wissens für die Wirkmächtigkeit westlicher Wissenssysteme. Beispiele dafür bestehen in der Produktion von Klimawissen im Rahmen des *Intergovernmental Panel on Climate Change* (IPCC) oder in der Entwicklung von universalen Indikatorensystemen wie den *planetary boundaries*, mit deren Hilfe ökologische Kippunkte identifiziert werden sollen. Eine dekoloniale Perspektive prüft hierbei, ob und inwieweit sich eine Zentrierung westlichen Klimawissens in Politiken manifestiert, in denen Indigenes (Problemlösungs)-Wissen ausgeblendet wird. Dadurch kann wiederum Indigenes Wissen zentriert werden und beispielsweise bei der Entwicklung Indigener Klimaschutzpolitiken politische Tragweite erlangen (Whyte 2016, 2017).

Die Kolonialität der Seinsweisen macht darüber hinaus darauf aufmerksam, inwieweit bestimmte Rollen, soziale Praktiken oder Geschlechterverhältnisse von kolonialen Mustern durchzogen sind. Im Bereich der Politischen Ökologie wird dies z.B. in der Konstruktion klimapolitisch erwünschter Subjektivitäten im Rahmen globaler

Waldschutzpolitiken sichtbar. Bildungsmaterialien, die Indigene Akteure über die Waldschutzprogramme globaler grüner Fonds informieren, entwerfen etwa die Rolle des »ecological steward« (Müller 2020: 421), der lokales Waldmonitoring betreibt, mit Indigenem Waldwissen globale Klimaschutzziele unterstützt und gleichzeitig einen Broterwerb erhält – vermeintlich eine Win-Win-Win-Lösung. Hierbei wird eine Indigene Subjektposition imaginiert, welche mit Stereotypen operiert und Indigene Akteure für REDD+-Vorhaben zu vereinnahmen sucht (Müller 2020).

Dekoloniale Perspektiven ermöglichen es darüber hinaus, bei Konzepten wie dem der → Umweltgerechtigkeit (Environmental Justice) bzw. der oft an westlich-liberaler Gerechtigkeitstheorie orientierten → Klima- oder → Energiegerechtigkeit einerseits auf epistemologische Ausblendungen und Eurozentrismen hinzuweisen und andererseits diese Konzepte um nicht-westliche Verständnisse von Gerechtigkeit, Natur oder Staatlichkeit anzureichern bzw. die entsprechenden, oftmals verschütteten Wurzeln wieder sichtbar zu machen (Álvarez/Coolsaet 2020 sowie Svarstad/Benjaminen 2020 zur Verzahnung beider Konzepte). Beispielsweise geht das Konzept der Umweltgerechtigkeit auf Schwarze Bürgerrechtstraditionen zurück (Pulido/De Lara 2018) und knüpft an die Arbeiten von Robert D. Bullard an. Bullard führte in den späten 1970ern gemeinsam mit seinen Studierenden sozialgeographische Studien in Houston/Texas durch und stellte fest, dass Müllkippen und Müllverbrennungsanlagen sich ausschließlich in von Schwarzen bzw. Hispanics bewohnten Stadtvierteln befanden (Bullard 2014). Bullard bezeichnete dieses Phänomen als Umweltrassismus und zeigte in seinen späteren Arbeiten, mit welcher Permanenz Umweltungerechtigkeiten, die teils bis zu den Zeiten der Sklaverei zurückverweisen, fortbestehen (Bullard/Wright 2008)⁴. Aktuelle Debatten um Klima- und Energiegerechtigkeit streben ebenfalls an, Umweltgerechtigkeit als plurales Konzept zu formulieren, das liberale und nicht-westliche Gerechtigkeitseinstellungen, die beispielsweise aus dem Konfuzianismus, Buddhismus oder dem südafrikanischen Verständnis von *Ubuntu* (*I am because you are*) entstammen (Sovacool et al. 2017), zusammenführt.

So wird im Konzept des *Buen Vivir* eine alternative Konzeption von Lebensentwürfen, Gerechtigkeitseinstellungen und Kosmovisionen sichtbar, die als lokale Ausformung von Umweltgerechtigkeit verstanden und Projekten einer *Green Economy* entgegengesetzt werden können (Kothari et al. 2014). Auch die Kritik am Universalisierungsanspruch von Konzepten wie dem Anthropozän, den *planetary boundaries* oder den *Sustainable Development Goals* verweist auf immanente Kolonialitäten, die sich in Gestalt von Wissenshierarchien, universal gültigen Regelsystemen oder dem Ausblenden Indigener Krisenerzählungen äußern. Gleichzeitig ermöglicht eine solche Kritik, Indigene (Klimaschutz)Konzepte zu formulieren (Whyte 2016, 2017).

Fazit

Dekolonisierung bleibt ein (widerständiger) Prozess, der oft quer zu den Erfordernissen und Normen des westlichen Wissen(schafts)systems steht und – ernst genommen – die Logiken des Elfenbeinturms radikal in Frage stellt. Für uns als Forschende ist die Auseinandersetzung damit nicht nur produktiv, sondern auch irritierend, weil typische For-

4 Vgl. hierzu die Geschichte der »Cancer Alley« in Louisiana (Laughland/Lartey 2019).

schungspraxen wie etwa Expert*inneninterviews, Nutzung universal gültiger Indikatorenssysteme, Durchführung kurzfristiger Forschungsaufenthalte im Globalen Süden o.ä. mit den Ansprüchen an eine dekoloniale Wissenschaft nicht unbedingt vereinbar sind. Die Konsequenz daraus bedeutet, unbequeme Fragen an den Wissenschaftsbetrieb zu stellen und seine Eigendynamiken und Eigenlogiken nicht bedingungslos zu akzeptieren, sondern systemisch zu verändern zu suchen (Bendix et al. 2020). Für die Politische Ökologie bedeutet dies einerseits, permanent zu prüfen, inwieweit eigene Forschungspraxen auch Ausdruck von Kolonialität sind. Andererseits bedeutet es, gezielt Raum für nicht-eurozentrische Wissensarchive und Methodologien zu schaffen und eine Ko-Produktion von Wissen zu ermöglichen. Dilemmata und Irritationen sind und bleiben wegweisend.

Literatur

- Álvarez, Lina/Coolsaet, Brendan (2020): »Decolonizing Environmental Justice Studies. A Latin American Perspective«, in: *Capitalism Nature Socialism*, 31. Jg., Nr. 2, S. 50-69.
- Bendix, Daniel/Müller, Franziska/Ziai, Aram (2020) (Hg.): *Beyond the Master's Tools? Decolonizing Knowledge Orders, Research Methods and Teaching*, Lanham: Rowman & Littlefield.
- Bhambra, Gurinder K. (2014): »Postcolonial and decolonial dialogues«, in: *Postcolonial Studies*, 17. Jg., Nr. 2, S. 115-121.
- Bhat, Harshavardhan (2021): »The Weather is Always a Method«, in: David Chandler/Franziska Müller/Delf Rothe (Hg.): *International Relations in the Anthropocene. New Agendas, New Agencies and New Approaches*, London: Palgrave Macmillan, S. 407-423.
- Boatcă, Manuela (2015): »Postkolonialismus und Dekolonialität«, in: Manuela Boatcă/Karin Fischer/Gerhard Hauck (Hg.): *Handbuch Entwicklungsforschung*, Wiesbaden: Springer VS, S. 1-10.
- Bullard, Robert D./Wright, Beverley (2008): »Disastrous Response to Natural and Man-Made Disasters. An Environmental Justice Analysis Twenty-Five Years after Warren County«, in: *UCLA Journal of Environmental Law and Policy*, 26. Jg., Nr. 2, S. 217-254.
- Bullard, Robert D. (2014): »The mountains of Houston. Environmental justice and the politics of garbage«, in: *CITE*, 93. Jg., S. 28-33.
- D'Arcangelis, Carol-Lynne (2020): »Feministische Aufrufe des Dekolonialen. Widerstand und Wiederaufleben in den Arbeiten von María Lugones und Leanne Betasamosake Simpson«, in: *PERIPHERIE*, 40. Jg., Nr. 157/158, S. 34-67.
- Datta, Ranjan (2018): »Decolonizing both researcher and research and its effectiveness in Indigenous research«, in: *Research Ethics*, 14. Jg., Nr. 2, S. 1-24.
- Davis, Mike (2000): *Late Victorian Holocausts. El Niño Famines and the Making of the Third World*. London: Verso.
- Escobar, Arturo (2007): »Worlds and Knowledges Otherwise. The Latin American Modernity/Coloniality Research Program«, in: *Cultural Studies*, 21. Jg., Nr. 2-3, S. 179-210.
- Fanon, Frantz (1963): *The Wretched of the Earth*, New York: Grove Press.
- First Nations Studies Program (2009): »Terminology«, <https://indigenousfoundations.arts.ubc.ca/terminology/> (Zugriff: 04.01.2022).

- Hall, Stuart (1992): »The West and the Rest: Discourse and Power«, in: Stuart Hall/Bram Gieben (Hg.): *Formations of Modernity*, Cambridge: Polity, S. 275-320.
- Keikelame, Mpoe Johannah/Swartz, Leslie (2019): »Decolonising research methodologies. Lessons from a qualitative research project, Cape Town, South Africa«, in: *Global Health Action*, 12. Jg., Nr. 1, Art. 1561175.
- Kothari, Ashish/Demaria, Federico/Acosta, Alberto (2014): »Buen Vivir, Degrowth and Ecological Swaraj. Alternatives to sustainable development and the Green Economy«, in: *Development*, 57. Jg., Nr. 3-4, S. 362-375.
- Laughland, Oliver/Lartey, Jamiles (2019): »Cancer town Louisiana. First slavery, then a chemical plant and cancer deaths: one town's brutal history«, <https://www.theguardian.com/us-news/2019/may/06/cancertown-louisiana-reserve-history-slavery> (Zugriff: 04.01.2022).
- Lugones, María (2007): »Heterosexuality and the Colonial/Modern Gender System«, in: *Hypatia*, 22. Jg., Nr. 1, S. 186-209.
- Maldonado-Torres, Nelson (2016): *Outline of Ten Theses on Coloniality and Decoloniality*, Paris: Fondation Frantz Fanon.
- Middleton, Beth Rose (2015): »Jahát Jat'totòdom: toward an indigenous political ecology«, in: Raymond L. Bryant (Hg.): *The International Handbook of Political Ecology*, Cheltenham/Northampton: Edward Elgar, S. 561-576.
- Mignolo, Walter (2012): *Local Histories/Global Designs. Coloniality, Subaltern Knowledges, and Border Thinking*, Princeton: Princeton University Press.
- Mohanty, Chandra Talpade (1984): »Under Western Eyes. Feminist Scholarship and Colonial Discourses«, in: *Boundary*, 12. Jg., Nr. 3, S. 333-358.
- Müller, Franziska (2017): »Produktive Wälder. Diffusionsmuster klimapolitischer Verantwortung am Beispiel von REDD+-Projekten«, in: *Politische Vierteljahresschrift*, 52. Jg., S. 334-357.
- Müller, Franziska (2020): »Can the subaltern protect forests? REDD+ compliance, depoliticization and Indigenous subjectivities«, in: *Journal of Political Ecology*, 27. Jg., Nr. 1, S. 419-435.
- Pulido, Laura/De Lara, Juan (2018): »Reimagining ›justice‹ in environmental justice. Radical ecologies, decolonial thought, and the Black Radical Tradition«, in: *Environment and Planning E: Nature and Space*, 1. Jg., Nr. 1-2, S. 76-98.
- Quijano, Aníbal (2000): »Coloniality of Power and Eurocentrism in Latin America«, in: *International Sociology*, 15. Jg., Nr. 2, S. 215-232.
- Quintero, Pablo/Garbe, Sebastian (Hg.) (2013): *Kolonialität der Macht. De/Koloniale Konflikte: zwischen Theorie und Praxis*, Münster: Unrast.
- Ryan, Caitlin (2021): »Knowing of Ontologies. Map-Making to ›See‹ Worlds of Relations«, in: David Chandler/Franziska Müller/Delf Rothe (Hg.): *International Relations in the Anthropocene. New Agendas, New Agencies and New Approaches*, London: Palgrave Macmillan, S. 373-388.
- Singer, Katrin (2019): *Confluencing Worlds. Skizzen zur Kolonialität von Kindheit, Natur und Forschung im Callejón de Huaylas, Peru*. Unveröffentlichte Dissertation, Hamburg, S. 496.
- Sovacool, Benjamin K./Burke, Matthew/Baker, Lucy/Kumar Kotikalapudi, Chaitanya/Wlokas, Holle (2017): »New frontiers and conceptual frameworks for energy justice«, in: *Energy Policy*, 105. Jg., S. 677-691.

- Svarstad, Hanne/Benaminsen, Tor A. (2020): »Reading radical environmental justice through a political ecology lens«, in: *Geoforum*, 108. Jg., S. 1-11.
- Tuck, Eve/Yang, K. Wayne (2012): »Decolonization is not a metaphor«, in: *Decolonization: Indigeneity, Education & Society*, 1. Jg., Nr. 1, S. 1-40.
- Whyte, Kyle (2016): »Is it colonial déjà vu? Indigenous peoples and climate injustice«, in: Joni Adamson/Michael Davis (Hg.): *Humanities for the Environment. Integrating Knowledges, Forging New Constellations of Practice*, London: Routledge, S. 88-105.
- Whyte, Kyle (2017): »Indigenous Climate Change Studies: Indigenizing Futures, Decolonizing the Anthropocene«, in: *English Language Notes*, 55. Jg., Nr. 1-2, S. 153-162.
- Zanotti, Laura/Carothers, Courtney/Apok, Charlene Aqpiq/Huang, Sarah/Coleman, Jesse/Ambrozek, Charlotte (2020): »Political ecology and decolonial research: co-production with the Iñupiat in Utqiagvik«, in: *Journal of Political Ecology*, 27. Jg., Nr. 1, S. 43-66.